

Buchbinder-Zeitung.

Organ zur Vertretung der Interessen der Buchbinder, Portefeuillier, Album-, Etuis-, Cartonnagen-Arbeiter
Sattler etc. und deren Hilfsarbeiter.

Erscheint wöchentlich. Abonnementspreis für Nichtmitglieder 0,75 Mark pro Quartal excl. Bestellgeb. Man abonniert bei allen Zeitungs Expeditionen und Postanstalten, sowie in der Expedition: E. Jöhler, Stuttgart, Olgastr. 97a. Inserate pro 3spaltige Petitzeile 20 Pfg., für Verbandsangehörige 10 Pfg.

Ar. 23.

Stuttgart, Sonnabend, den 4. Juni 1887.

3. Jahrg.

Das Trudhsystem.

Das Trudhsystem ist so alt wie das Lohnsystem selbst und zieht sich mit der Entwicklung desselben wie eine böse Krankheit unter den verschiedensten Formen fort, verschwindet plötzlich, um der Zeit und den Verhältnissen entsprechend wieder zu erscheinen, ja man betrachtet es bereits als ein nicht zu beseitigendes Uebel. So bringt auch der „Gewerkschafter“ in Nr. 19 die Notiz: Eine Art Trudhsystem soll in einem großen Etablissement Magdeburgs eingeführt werden. Um Beamten und Arbeitern den Bezug von Nahrungsmitteln zu erleichtern, hat die Verwaltung der Gruson'schen Werke innerhalb der Fabrikräume eine Kantine errichtet, in welcher die Waaren (auch Bier und Spirituosen) zum Einkaufspreis, mit geringem Aufschlag zur Deckung der Kosten, zum Genuß auf der Stelle abgegeben werden. Etwaige Ueberschüsse werden der Arbeiter-Krankenkasse bezw. der Beamten-Pensionskasse zufließen. Der „Gewerkschafter“ knüpft hieran die Bemerkung: „das klingt wohl human, klingt aber auch nur so!“ — Einsender glaubt aber doch, nicht bloß durch einfache Wiedergabe betreffender Notiz darüber hinweggehen zu sollen. Das Trudhsystem ist mit den Lebensgewohnheiten der Arbeiter so verwachsen, daß es dieselben kaum noch wahrnehmen, wie das schimpflichste aller Ausbeutungssysteme unausrottbar erscheint. In der ersten Entwicklungsperiode unserer industriellen Produktionsweise trat dies System in der brutalsten Form auf; die Arbeiter wurden nur zum kleinsten Theil in Geld abgelohnt, dieselben waren gezwungen, für den größten Theil ihrer Arbeit Waaren aus den Fabrikwerkzeugnissen zu entnehmen, die ihnen aber oft theurer berechnet wurden als dem Kleinhändler im Partiepreis, und nicht nur theurer, sondern oft wurde auch noch Aufschuß als gute Waare berechnet. So hatte man noch anfangs der 60er Jahre Gelegenheit, Weiber und Kinder jeden Alters, namentlich am Sonnabend, als dem üblichen Zahltag, Abends die Restaurationen und sonstige öffentliche Lokale besuchen zu sehen um ihr w. Waaren abzugeben, ja, der Sonntagmorgen wurde noch in einzelnen Arbeiterfamilien dazu benutzt, um den üblichen Arbeitslohn noch zu erzielen; selbst unter dem berechneten Preis wurde oft verkauft, um nur bares Geld zu erhalten. War ein so schmachliches System von Vortheil für den Detailhandel? Und wie wirkte dasselbe auf den Charakter der Kinder, die so an ein Kneipeleben gewöhnt wurden, daß sie kaum zu einer andern Beschäftigung taugten! — In Oesterreich war es die Regierung, welche diese Wirthschaft unter hohen Strafen verbot. Als die Arbeiterbewegung sich entwickelte, nahm auch das Trudhsystem neue Formen an. Es entstanden die großen Arbeiterkolonien: Vorsig Berlin, Stumm,

Gartmann, Krupp u. s. w. Man baute den Arbeitern Wohnungen, errichtete große Verkaufsstellen in Form der heutigen Konsumvereine u. s. w. Und wenn selbst in den ersten Einrichtungen es so erscheint, als habe der Fabrikant große Opfer gebracht, so scheint dies auch bloß so. Denn alles Kapital was in solcher Art angelegt wird, bleibt immer wieder in einer Hand, fließt immer wieder zurück in seine ursprüngliche Quelle. Die Hauptsache dabei ist: der Arbeiter ist nur an die Scholle gebunden, die Bewegungsfreiheit hat aufgehört, der Arbeiter hat keinen freien Willen mehr. Und selbst manche der kleinsten Unternehmer scheuen sich nicht, in ihrer Fabrikanlage von allerbestehendem Umfang anzurorden: „Jeder Arbeiter meiner Fabrik ist gehalten, seinen Bedarf an Naturalien zu Frühstück- und Besperzeit beim Hausmann zu entnehmen“. Die Arbeiter nehmen gewöhnlich solche Verjüngungen ohne Widerspruch an, ja sie finden es so bequem, weil bis zum Zahltag geborgt wird, daß selbst verheiratete Männer und Frauen ihren Bedarf im Hause beschränken und alle Nahrungsmittel, soweit dieselben in der Fabrik zu haben sind, vom Hausmann der Fabrik entnehmen. Ein solcher Hausmann der Fabrik wird gewöhnlich unter den Bedingungen angestellt, die Fabrikräume zu überwachen, alles in Ordnung zu erhalten, besonders auf die Arbeiter Acht zu geben, daß nichts Ungehöriges geschieht während der Geschäftszeit, daß nichts von Fabrikgegenständen oder Abfällen aus den Fabrikräumen geschleppt wird u. s. w. Dafür erhält derselbe gewöhnlich freie Wohnung, Licht und Heizung; Lohn wird in der Regel nicht gezahlt oder ein nur verhältnißmäßig sehr geringer, dafür bekommt er die Berechtigung, sich Naturalien aller Art zuzulegen, um dieselben an die Arbeiter abzugeben. Der Mann muß verheiratet sein; die Frau muß den Kleinhandel versehen, weil der Mann noch nebenbei bestimmte Arbeitsfunktionen zu übernehmen hat; somit gewinnt der Unternehmer eine Arbeitskraft, die ihm nur wenig oder gar nichts kostet.

Daß die so entnommene Waare oft viel, sehr viel in Bezug auf Qualität als auch Quantität zu wünschen übrig läßt, ist wohl klar. Und die Arbeiter oder die Arbeiterinnen, welche nicht mindestens ein Drittel ihres Arbeitslohnes, wenn nicht noch mehr bei diesen Fabrikleinholdlern sitzen lassen, haben nicht viel gute Tage; durch alle möglichen Chikanen wird ihnen dann das Leben in der Fabrik entleidet, wenn nicht ganz unmög-

lich gemacht. Kantine nennt man jetzt eine solche Kleinräumerei! Ist dies nicht auch ein Trudhsystem? — Auch in großen Buchdruckereien, bezgleichen in Buchbindereien, hat dies System bereits Eingang gefunden, wenn auch noch nicht in der allgemeinen Verbreitung wie es bei anderen Gewerben der Fall ist, so wird dies gar so lange doch nicht mehr auf sich warten lassen. Aber es ist wohl Ursache genug vorhanden, sich gegen ein derartiges Ausbeutungssystem zu verwahren, weil wie gezeigt, auch unter dem Deckmantel humanster Bestrebungen die Gefahr nahe liegt, daß, ist der Arbeiter einmal für das System gewonnen, er auch bald der Sklave des Systems wird. — Und wann der Begründer eines solchen Systems noch so edel und hochherzig dachte, so ist so leicht nicht anzunehmen, daß sein Nachfolger dies System in derselben humanen Weise weiter aufrecht erhalten wird, entweder man wird es zum Vortheil einer bevorzugten Beamtenklasse aufrecht erhalten oder auch, wofür ja genügende Thatsachen sprechen, zum Vortheil des Geschäfts selbst weiter ausdehnen. Derartige Maßnahmen werden noch dadurch erleichtert, daß bei vielen Arbeitgebern noch die 14tägige Ablöschung erfolgt; der Arbeiter ist also schon aus diesem Grunde gezwungen, sich jedem Ausbeutungssystem zu unterwerfen. Die Herren Arbeitgeber haben wahrlich nicht zu beklagen und den Arbeitern vorzuwerfen, sie hätten kein Verständnis und kein Vertrauen, auch zu den wohlgemeintesten Absichten der Arbeitgeber. Die Herren haben das Mißtrauen selbst hervorgerufen; gerade die heutige reaktionäre Zeitströmung soll und muß den Arbeiter immer und fortgesetzt daran erinnern, daß man ihn überall unter die unbedingte Notmäßigkeit zu stellen bestrebt ist, es zeigt sich dies auf allen Gebieten des wirtschaftlichen Lebens. Leider ist das Vertrauen des Arbeiters in Bezug auf die besten Maßnahmen des Arbeitgebers vollständig geschwunden; es ist dies die Folge des heutigen Produktionsystems und kann aber auch unter solchen Verhältnissen nicht wieder hergestellt werden.

Es möge durch die Gesetzgebung dahin gewirkt werden: Alle Fabrikanten und Arbeitgeber jeder Art sind verpflichtet, ihr Arbeitspersonal jeden Freitag der Woche vollständig abzulohnen, oder bei Akkord- oder Stückarbeit in Raten, dem ortsüblichen Wochenlohn entsprechend, auszusahlen.

Es würde durch ein derartiges Gesetz schon unendlich viel erzielt werden. Auf die allgemeine Einsicht der Arbeiter zu rechnen, oder solche Uebelstände durch Streiks zu beseitigen ist nicht möglich, hier kann nur durch die Gesetzgebung Wandel geschaffen werden. W. T.

*) Hiergegen empfiehlt sich das Studium der §§ 115—119 der „Deutschen Gewerbeordnung“. Die Arbeiter könnten in solchen Fällen, gestützt auf diese Paragraphen denn doch einen Dämpfer aufsetzen.
Die Redaktion.

Marmorschneide.

(Schluss.)

Fortsetzung des Kammschnitts.

Man füllt den Pinsel mit schwarzer Farbe an und fängt von links an aufzutragen, dann werden die Tropfen unwillkürlich größer als sie sein sollen. Je mehr man nach rechts kommt, desto kleiner werden die Tropfen, weil natürlich die Farbe im Pinsel abnimmt. Bei den andern 3 Farben reicht eine Füllung des Pinsels gar nicht zweimal über die ganze Länge des Kastens und man muß denselben dann mehrere Mal mit Farbe füllen. Die Farbetropfen werden dadurch nie so gleichmäßig groß wie sie sein sollen. Besser ist es daher, man bedient sich zum Auftragen der Farbe nach dieser Manier, statt der Pinsel, der sogenannten Tropfenzähler. Ein solches Instrument besteht aus einer 8 Ctm. langen Glasröhre, welche 1 Ctm. im Durchmesser dick ist. Das eine Ende ist zugespitzt wie bei einer Spritze und hat eine 1 Millimeter weite Öffnung. Ueber die andere, weite Öffnung ist eine schlauchartige Kappe von elastischem Gummi gezogen. Beim Gebrauch drückt man die Gummikappe zusammen, taucht mit dem spitzen Ende in die Farbe und läßt den Gummi wieder aufgehen, dadurch füllt sich die Glasröhre etwas. Ein ganz schwacher Druck an die Gummikappe genügt dann, um jedesmal einen Tropfen heraus fallen zu lassen. Je länger die Gummikappe ist und je mehr man dieselbe beim Füllen zusammendrückt, desto mehr Farbe wird in die Glasröhre eingezogen. Die Tropfen werden nicht nur genau gleichmäßig groß, sondern man kann sie auch absolut genau dahin setzen, wo man sie haben will, was mit Pinseln nicht so gut möglich ist.

Da von Zeit zu Zeit die Farbe umgerührt werden muß, so genügt ein mehreremals Ein- und Ausprühen, um dieses zu bewerkstelligen.

Zu einer zweiten Auftragsweise bedient man sich der kleinen Reiszitropfpinsel wie man sie zum Türschmarmor braucht. Dieselben werden über den Zeigefinger der linken Hand geschlagen und müssen die damit aufgeworfenen Tropfen einen Durchmesser von etwa 1½ Ctm. haben. Die Hauptfache bei dieser Manier ist eine möglichst gleichmäßige Verteilung der verschiedenen Farbetropfen. Der fertige Kammschnitt sieht dann dem bekannten geklammerten Papier ähnlich, wie es in den Buntpapierfabriken hergestellt wird.

Zu einer dritten Manier gebraucht man ebenfalls Reiszitropfpinsel. Diese sind aber noch schwächer und muß das Reiszitroh so weit mit Faden oder Draht umwickelt werden, daß nur 3 Ctm. davon freibleiben. Dieses freie Ende wird dann in die Farbe getaucht und selbige über den Zeigefinger der linken Hand in ganz schmalen, aber der Länge des Kastens entsprechenden Streifen aufgetragen. Um dieses zu ermöglichen, hält man Zeigefinger und Pinsel dicht über die Grundfläche und schlägt recht kurz und schnell.

Die Farben, z. B. drei, werden in folgender Reihe aufgetragen: Die Fläche des Grundes denke man sich der Länge nach in zwei Teile. Nun wird an der einen Seitenwand die blaue Farbe der Länge nach in einen schmalen Streifen aufgetragen. Natürlich muß zwischen der Seitenwand des Kastens und der Farbe ein Streifen freier Grund sichtbar bleiben. Neben die blaue Farbe wird dann Schwarz aufgetragen und neben diese dann Roth, zwischen jeder Farbe muß aber auch ein Streifen freier Grund sichtbar bleiben. Auf diese Weise ist nun die Hälfte des Grundes mit den Farben bedeckt, man wiederholt das Ganze noch einmal auf der anderen Hälfte und somit ist jeder Farbestreifen zweimal vorhanden. Das Ganze gibt ebenfalls ein schönes Kolorit.

Zum Strecken der Farben gebraucht man entweder eine starke Strichnadel oder einen dünnen Holzstift. Bei Moosgrund darf man den Stift nur wenig in den Grund tauchen und nicht zu schnell streichen, weil derselbe sehr beweglich ist und dadurch die Farbenlinien zu leicht krumm werden. Bei Tragantgrund wird der Stift tiefer eingetaucht und etwas schneller und schärfer gestrichen, weil dieser Grund nicht so geschmeidig ist. Was dem Tragant an Geschmeidigkeit abgeht, muß durch einen hohen Grundstand einigermaßen ersetzt werden, deswegen gaben wir auch bei Beschreibung des Marmorierkastens die Höhe desselben auf 6 Ctm. an, man füllt dann den Kasten fast 5 Ctm. hoch mit Grund, denn bei einem hohen Grundstand lassen sich die Farben viel leichter strecken als bei einem niederen.

Beim Durchziehen des Kammes ist folgendes zu beachten: Je enger der Kamm ist, desto weniger tief darf er in den Grund eingetaucht und desto langsamer muß er durchgezogen werden. Je weiter der Kamm ist, desto tiefer und schneller kann er durchgezogen werden. Setzt man ihn zum Durchziehen senkrecht ein, so werden die Spitzen der Schuppen flachrund, je schräger man den Kamm zur Grundfläche hält, desto spitziger rund werden die Schuppen.

Der verschlungene Kamm wird mehr bei dideren Büchern, namentlich Geschäftsbüchern angewendet. Die Herstellung ist ganz dieselbe wie beim Kammschnitt, nur müssen die Nadeln des Kammes mindestens 1 Ctm. breit auseinander stehen und der Kamm um 3 Ctm. kürzer sein als die Breite des Kastens beträgt, damit er rechts und links Spielraum in demselben hat. Ist der Schnitt mit diesem Kamm durchgezogen, so wird derselbe noch einmal zurückgezogen, doch so, daß die Nadeln die Mitte der gebildeten Schuppen durchschneiden.

Der Bouquet- und Pfauenmarmor. Wird der fertige Kammschnitt noch einmal mit dem verschiebbaren Kamm durchgezogen, so erhält man den Bouquetschnitt, so genannt, weil das Gebilde nebeneinanderliegenden Blumensträußchen ähnlich sieht. Zieht man aber diesen verschiebbaren Kamm gleich nach dem Streichen der Farben durch, so sieht das Gebilde in der Form Pfauenfedern gleich und wird Pfauenmarmor genannt. Dieser Kamm darf nur wenig in den Grund getaucht werden und gibt ein einmaliges Aufziehen und wieder Zusammenschieben immer eine Reihe Bouquets, zu gleicher Zeit muß aber immer etwas abwärts gefahren werden. Meist werden diese Schnitte aus 2—3 braunen und einer schwarzen Farbe hergestellt, die Schnittfläche des Buches wird dann mattgelb gefärbt. Zu diesem Zweck reibt man etwas hellgelbe Ockerfarbe mit Alaunwasser ab und färbt damit den Schnitt. Ein Bindemittel ist nicht nötig der Farbe zuzusetzen, da durch den Marmoriergrund dieselbe genügend fixiert wird. Beim Abheben dieser Schnitte, sowie überhaupt auch bei den Kammschnitten, ist Achtung zu geben, daß die Spitze der Schuppen vom oberen zum vorderen und unteren Schnitt einen gleichen Lauf haben.

Der „goldene Schnitt“ und dessen Anwendung im Kunstgewerbe.

Von H. Stern.
(Nachdruck verboten)

Kunst und Handwerk stehen sich einander gegenüber wie Poesie und Prosa. Jene verfolgt den Kultus des Schönen, diese den des Nützlichen. Der Künstler gleicht dem Ziergärtner; er läßt anmutige Blumen aufsprossen, welche keinen andern Zweck haben, als den, durch Farbe und Gestalt das Auge zu erfreuen und mit ihrem Duft das Geruchsorgan zu erquickern. Der Zu-

stufliche dagegen gleicht dem Nutzgärtner, der nur solche Pflanzen pflegt, welche genießbar sind oder genießbare Früchte reifen.

In der Natur ist das Nützliche mit dem Schönen vielfach vermählt. Der rothwangige Apfel, die gelbe Glocke der Birne, das bläuliche Ei der Zwetschge, die fleischige Aprikose, die schwellende Traube, das sippenreiche Geschlecht der Obstbäume selbst, der Wald und das wogende Kornfeld — über sie alle ist der Reiz des Schönen, Lieblichen ausgebreitet, wenn auch nicht in solcher Fülle wie über die Kinder Floras. Weßhalb sollte in den Erzeugnissen der Menschenhand nicht das Gleiche der Fall sein, das Nützliche nicht durch einen Strahl des Schönen verklärt werden?

In der That hat sich bei den Kulturvölkern des Alterthums von den frühesten Zeiten an das Streben bekundet, das Handwerk in die Sphäre der Kunst zu erheben. Sie begnügten sich nicht damit, die zum täglichen Gebrauch bestimmten Geräte bloß zweckmäßig zu gestalten, sondern sie bildeten sie auch schön, um auch mit ihnen dem Leben einen heiteren Schmuck zu verleihen. Das Handwerk wurde Kunsthandwerk.

Indessen kann doch die Brauchbarkeit eines Gegenstandes allein nicht das unterscheidende Merkmal zwischen Kunst und Kunsthandwerk sein; denn auch die Villa, das Museum, die Kirche, das Theater dienen einem Gebrauchszweck und doch zählen wir die Architektur zur Kunst, nicht zum Kunsthandwerk. Wodurch charakterisiert sich also das Kunsthandwerk im Unterschied von der Kunst? — Die Antwort ergibt sich, sobald man sich über die Aufgabe der Kunst klar geworden ist.

Was soll und will die Kunst? Das Wort Kunst kommt von Können. Unter Kunst versteht man ein außergewöhnliches Können, das sich über das Können der Durchschnittsmenschen erhebt. Unter Kunst im engeren Sinn versteht jedoch die Sprache die Schönheit der Form. Ein Kunstwerk ist ein von Menschenhand geschaffenes Werk, welches bestimmt ist, durch die Schönheit der Form den Schönheitsinn zu erfreuen (worüber Näheres nachher).

Aber die ächte Kunst begnügt sich nicht damit, dem äußeren Sinn Wohlgefallen zu bereiten, ihre Aufgabe ist eine höhere. Das ächte Kunstwerk wird nicht die Seele kalt lassen und nur den äußeren Schönheitsinn ergötzen, sondern auf die innere Stimmung wirken, das Gefühl aus der profanen Alltagsstimmung aufrütteln, die Akkorde des Gemüths ertönen lassen, das Innenleben mächtig ergreifen, Wohlgefallen oder Wehmuth erregen, das Herz erfreuen, rühren, erschüttern. Und das bewirkt das Kunstwerk durch seinen bedeutenden Inhalt.

Stren wir nicht, so hat Horaz eben diese Innenwirkung der Kunst im Auge, wenn er in seiner ars poetica schreibt:

Non satis est pulchra esse poemata: dulcia suntu
Et quocunq; volent animum auditoris agunt*.)

Deutlicher noch spricht es der französische Dichter Vigny in seinem Gedicht „Kunstvollendung“ aus, das mit der Strophe schließt:
Vollendet ist die Kunst nur, wenn's ihr gliückt,
In wundervollem Bund zum Ganzen zu vermählen
Die Schönheit, die das Aug' entzückt,
Mit jener, die erhebt die Seelen.

(Uebers. v. Geibel u. Sentholtz.)

Und darin eben liegt die hohe Kulturmission der Kunst. Denn indem sie durch ihren bedeutenden Inhalt das Innenleben gewaltig ergreift, flößt sie nicht bloß ästhetisches Behagen in die menschliche Psyche, sondern erschließt zu-

*) Nicht bloß schön sein dürfen Gedichte, sie haben zu rühren, haben, wohin es beliebt, die Gemüther der Hörer zu führen.

gleich den Sinn und weckt das Interesse für das Wahre, Gute und Schöne, und erzieht den Menschen zu jener Kalokagathie (Verbindung von Gut und Schön), welche der griechische Philosoph als Ideal menschlicher Vollkommenheit preist.

Diese Doppelaufgabe der Kunst ist es, was sie vom Kunsthandwerk unterscheidet, welchem nur die eine Aufgabe gestellt ist, den äußeren Schönheitszweck zu erfüllen, weil eine Wirkung auf das Innenleben außerhalb seiner Sphäre liegt. Beim Eintritt in die Hallen eines gotischen Doms fühlt sich die Seele von tiefem Ernst erfüllt, von den Schauern des Erhabenen durchrieselt, die Affekte schweigen, die Wogen der Leidenschaft glätten sich, der Geist wird vom Sinnlichen abgezogen und zur Sammlung, zur Einkehr in sich selbst angeregt. In den heiteren Räumen eines griechischen Tempels überkommt uns eine weltfrohe, sonnige Stimmung. — Dem Kunsthandwerk liegt eine derartige Wirkung fern. Die Vase, die Krone, die Schale, die Lampe, das Möbel, sie haben den Anforderungen der Kunst genügt, wenn sie dem Auge Wohlgefallen bereiten durch ihre schöne Form.

Aber was ist schön?

Diese Frage scheint noch schwieriger zu beantworten zu sein, als die Frage: Was ist wahr? So viel Treffliches auch die Wissenschaft des Schönen, die Aesthetik, schon zu Tage gefördert hat, in Bezug auf die Grundelemente des Schönen wandelt sie noch immer in den Rinderkühnen einher. Daher so viel babylonische Verzerrung über die Prinzipien der Kunst, daher auch so viel moderne Aesthetik. Da die Empfindung des Schönen, d. h. das Wohlgefallen und Mißfallen an einem Gegenstand, in der Art, wie der betreffende Sinn auf die äußeren Eindrücke reagiert, bedingt ist, so wird wohl in letzter Instanz erst die entwickeltere Physiologie bestreidenden Aufschluß erteilen können, sowohl über das absolut Schöne als auch über das dem individuellen Geschmack unterworfenen Schöne. In dessen Lichter sich das Dunkel beträchtlich, wenn wir uns Folgendes klar machen.

Wir gebrauchen das Eigenschaftswort „schön“ vor Allem bei optischen und akustischen Eindrücken, d. h. bei den Objekten des Sehens und Hörens, bei sichtbaren Gegenständen und bei Verbindungen von Tönen. Ein sichtbarer Gegenstand kann in doppelter Hinsicht schön genannt werden, in Bezug auf seine Gestalt oder Form, und in Bezug auf seine Farbe. Wir sagen von der Form, sie sei schön, wenn die Linien, aus welchen sie sich zusammensetzt, proportional sind, d. h. in einem dem Auge wohlgefälligen Verhältnis zu einander stehen. In der Farbe ist ein Gegenstand schön, wenn er eine dem Auge wohlthuende Verbindung von Farben aufweist. — Dem Linienverhältnis in der Optik entspricht in der Akustik der Rhythmus; was dort die Proportion, ist hier das dem Ohr wohlgefällige Gleichmaß in der Länge und Kürze und Reihenfolge der einzelnen Töne. Dem Farbenverhältnis in der Optik entspricht in der Akustik die als Wohlklang empfundene Zusammenstimmung der Töne in der Melodie, Harmonie und Instrumentation.

Es kann dies kurz in der Formel zusammengefaßt werden: Eurythmie und Harmonie sind die Elemente des äußerlich Schönen, dessen Organe die beiden physikalischen Sinne sind: Gesicht und Gehör.

Kommen wir zur Poesie. Die Sprache wirkt auf die Vorstellung und auf den Gehörsinn, auf die Vorstellung durch ihren Inhalt, auf das Gehör durch ihren Klang. In Bezug auf den Klang finden die beiden akustischen Prinzipien Anwendung: Eurythmie im Strophen- und Versbau (Metrum), Wohlklang im Reim

(Stab- und Endreim). — In Bezug auf ihren Inhalt ist die poetische Sprache schön, sofern sie den Gedanken nicht in abstrakter Nacktheit dem Geist vorführt, sondern im sinnlichen Gewande und ausgestattet mit dem bildlichen Schmuck der Redefiguren. Denn das für die Wissenschaft höchst erspriessliche abstrakte Denken verträgt sich nicht mit dem intuitiven Denken der Poesie. Die unmittelbare poetische Wirkung kann nur durch konkrete Vorstellungen, auf welchen das innere Auge mit Wohlgefallen ruht, hervorgerufen werden. Daher die Vorliebe der Dichtkunst für Allegorien (Sinnbildliches), Personifikationen (abstrakte Dinge als Person darstellen, z. B. Liebe als Amor) und Epitheta ornantia (schmückende Beiwörter, z. B. das weit sich deh nende Weltmeer).

Wenden wir uns wieder zu den beiden Schönheitsprinzipien der bildenden Kunst: Proportion und Farbenharmonie. Ueber die Harmonie und Disharmonie der verschiedenen Farben und Farbtönen gibt die Farbenlehre genügenden Aufschluß. Sehr dürftig floß aber bis vor kurzer Zeit der Born des Wissens über die Proportion. Wir müssen die Verhältnisse der Formen oder Linien beschaffen sein, wenn sie auf das Auge wohlgefällig wirken sollen?

Das nächstliegende Schönheitsverhältnis der Proportion ist die Symmetrie. Wenn man eine Linie in der Mitte theilt, so ist sie symmetrisch getheilt. Ebenso wenn ein Körper zwei gleichgestaltete Hälften aufweist. Der menschliche Körper ist symmetrisch gebaut; rechte und linke Seite entsprechen einander vollständig und beide Seiten sind durch eine Mittellinie markirt, was das Wohlgefallen an der Symmetrie beträchtlich erhöht.

Allein die Symmetrie oder Gleichtheilung wird einseitig, ermüdend, langweilig, wenn sie nicht zugleich mit entsprechender Disharmonie oder Ungleichtheilung Hand in Hand geht, wie dies beim menschlichen Körper gleichfalls der Fall ist. In der Längsrichtung ist derselbe sehr ungleich getheilt. Die Linie vom Kopf bis zum Hals ist viel kleiner, als die vom Hals zu den Beinen und diese sind wiederum von abweichender Länge u. s. f.

Es entsteht sonach die Frage: In welchem Verhältnis müssen ungleich getheilte Linien zu einander stehen, wenn sie einen wohlgefälligen Eindruck auf den Gesichtssinn machen sollen? (Schluß folgt.)

Correspondenzen.

w. Berlin. Sei es mir gestattet, auf die in der letzten Nummer unserer Zeitung das Reisegeſchenk betreffende Ausführungen der Correspondenzen aus Magdeburg und München auch einige Worte zu erwidern. Vor Allem ist es die letztere Correspondenz, in welcher ein nicht zu billiger Egoismus zu Tage tritt. Es ist überhaupt verfehlt, anzunehmen, daß eine Verpflichtung zur Zahlung eines Reisegeſchentes bei einem Vereine besteht, wenn ein anderer Verein seinen durchreisenden Kollegen dasselbe aus Humanitätsrückſichten verabfolgt. Denke man sich doch einmal die Konsequenzen, welche daraus erwachsen würden, wenn die Ansichten der Münchener Kollegen auch bei den anderen Vereinen zum Durchbruch kämen. Es wäre dann schließlich den einzelnen Vereinen gar nicht mehr möglich, dieses ihrer Leistungsfähigkeit anzupassen, da ja dann thatsächlich die Höhe des Reisegeſchentes von der Gesamtheit der Vereine bestimmt werden würde, was wir aus verschiedenen Gründen vermeiden müssen. Nach unserer Ansicht ist es unpraktisch und überhaupt unzulässig, wenn man sich auf einen solchen, auf direkte Gegenſeitigkeit hinarbeitenden Standpunkt stellt. Wir erachten es überhaupt als selbstverständlich, daß das Reisegeſchenk auch auf die Mitglieder solcher Vereine gezahlt wird, welche nur ein geringes oder selbst gar kein Geſchenk zu geben im Stande sind. Wohl ist es wahr, daß das unter den jetzigen Verhältnissen unserer reisenden Kollegen dargereichte Geſchenk ein sehr geringes ist, doch steht wohl zu erwarten, daß, wenn durch die Zeit einige Erfahrungen in dieser Sache gemacht sind und einzelne Vereine sich im Stande fühlen, ein höheres Reise-

geſchenk zu geben, dieselben es auch im Interesse ihrer auf die Landstraße geworfenen Kollegen thun werden. Vor Zusammentritt des Verbandstages war es doch wohl jedem klar, daß auch, wenn das alte Verhältnis hätte weiter bestehen können, dem Verband es auf die Dauer nicht möglich gewesen wäre, das Reisegeſchenk in der gleichen Höhe wie bis dahin weiter zu zahlen. Doch abgesehen davon, ist es uns nicht möglich, in irgend welche Abmachungen, die auf eine Gegenseitigkeit hinwirken, — wie es in den oben angezogenen Korrespondenzen gewünscht wird, eingehen zu können, da wir dadurch der Behörde nur Stoff zu neuen Angriffen auf die Organisation geben würden. Bescheiden wir uns deshalb mit dem was jeder Verein thun kann! Im Uebrigen muß ich mich entschieden gegen das von verschiedenen Vereinen eingerichtete Klassensystem wenden. Wenn die Interessenten auch wohl von der besten Absicht geleitet waren, so ist dieses System dennoch vom idealen Standpunkte aus zu verwerfen. Gleiches Recht für Alle war ja bisher immer die Parole der Arbeiter, und ich glaube, daß auch wir davon nicht abgehen werden, um uns vielleicht später einmal von den Feinden unserer Sache höhniſch auf dieses Faktum hinweisen zu lassen.

Magdeburg-Bezirk. Wie die Mitglieder unseres Vereins im Inſeratenheil ersehen, findet die nächste Versammlung am Sonnabend den 11. Juni statt. Aus Anlaß des schlechten Befuges der letzten Versammlung hat der Vorstand beschloſsen, verſuchsweiſe die Versammlung auf einen Sonnabend anzuberaumen, da es dann doch einem Jeden wohl möglich ist, der Versammlung beizuwohnen. Öffentlich werden die Mitglieder diesmal und auch für die Folge alle kommen, damit wieder, um mich klassisch auszudrücken, Leben in die Hude kommt. — e.

Warschau. Wie von allen Seiten über niedere Löhne geklagt wird, so kann auch von Warschau, speziell über die Verhältnisse in der Lederwarenbranche, nichts Gutes berichtet werden. Es ist hier wie überall, ein Unterbieten der Preise für die Baaren Seitens der Produzenten und da dieselben doch noch genug Gewinn erzielen wollen, so soll es auf Kosten der Arbeiter durch niedere Arbeitslöhne erreicht werden. Dadurch wird es dem „freien“ Arbeiter kaum möglich, sich auf rechtliche und menschenwürdige Weise ernähren zu können. Ganz besonders bemerkbar machen sich die Versuche, den Arbeitslohn noch mehr zu reduciren, bei Herannahen der sogenannten schlechten Zeit. Würden da die hiesigen Kollegen nicht so einmüthig zusammenhalten, so käme es bei vielen, die nicht mit jedem Lohne, der ihnen angeboten wird, zufrieden sind, zum Abschiede. Den unfreiwilligen Abschied haben aber doch schon einige Kollegen erhalten und zwar durch Einwirkung von anderen Kollegen. Die traurige Erfahrung haben wohl schon alle deutschen Kollegen gemacht, daß es auch solche gibt, die sich nicht scheuen, den andern das Leben so sauer wie möglich zu machen und sich dann als Pharisäer hinstellen. So waren auch wieder vorige Woche 3 Kollegen gezwungen, aus diesem angeführten Grunde die Arbeit zu verlassen und vor einigen Wochen ist das gleiche der Fall gewesen. Ganz besonders bemerkbar macht sich in dieser Beziehung ein Kollege Pohl, der früher die Leitung in einem Zuchtthause hatte und nun glaubt, auch in dem Geschäft wo er jetzt ist, mit freien Arbeitern ebenso wie mit den Sträflingen verfahren zu können. Wir haben allen Grund darauf hinzuweisen, daß wir nicht nach Auslaß gekommen sind, um billiger zu arbeiten wie in Berlin. Dieser Herr P. hat sich aber erboten, die Arbeit billiger herzustellen, als es den Arbeitern in Deutschland möglich ist. Allerdings könnte er es, wenn es ihm gelingen würde, Arbeiter aus Deutschland holen zu können, die um 12 bis 14 Mark die Woche arbeiten. Obgleich er sich schon oft gerühmt hat, daß er es möglich machen kann, wird er doch mit seinen Plänen kein Glück haben. Man sieht aber, daß die deutschen Kollegen hier nur schlechte Aussichten haben und legen deshalb jedem an's Herz, sich es genau zu überlegen, bevor er nach Auslaß geht; es ist dieser Mahnruf um so notwendiger, als in nächster Zeit mittelst Annonce wieder Arbeiter nach hier zu ziehen gesucht werden, obgleich hier schon genug übrig sind.

Leipzig. Auf die in Nr. 21. der Buchbinder-Zeitung mit Berlin überschriebene und K. unterzeichnete Correspondenz, sieht sich unterzeichnete Kommission veranlaßt zu erklären, daß ein Beschluß von Einstellung der Unterstützung Gemagregelter vor dem 7. Februar 1886 nicht gefaßt worden ist. Wohl sind einzelne Unterstützungssuchende abgelesen worden, aber nur dann, wenn nach genauer Prüfung des betreffenden Falles eine Maßregelung im eigentlichen Sinne nicht ersichtlich war, oder überhaupt ein anderer zwingender Grund vorlag. Weiter sei aber auch noch bemerkt, daß noch nach dem 7. Februar es zu Arbeitseinstellungen wegen Nichtbewilligung des Proentzusaßes bei Uebersehtbarkeit gekommen und daß hierdurch die bedeutenden Ausgaben gemacht wurden.

Mithin kam, wohl von einer willkürlichen Verwendung der gesammelten Gelder keine Rede sein. Von einer Detaillirung der einzelnen Ausgaben, glaubte man Abstand nehmen zu können, da man annahm, daß für auswärtige Kollegen dies kein besonderes Interesse haben könne. Den hiesigen Kollegen aber ist in mehreren Versammlungen eingehend berichtet worden.
Die Tarif-Kommission.

Rundschau.

* In Plauen im Voigtlande ist in Bezug auf die Beschäftigung der Handwerksburschen, welche das Ortsgeheim in Anspruch nehmen, eine Aenderung eingetreten. Dieselben müssen jetzt Holz hacken, während sie seither mit Auflesen von Papierschnitzeln auf den Straßen beschäftigt wurden.

* Aus Bayern. Verschiedene Ortskrankenkassen haben in ihr Statut die Bestimmung aufgenommen, daß bei Selbstmordfällen die statutarisch festgestellte Sterbefallzahlung in Wegfall kommt. Nach einer kürzlichen Entscheidung des Obergerichtes für Bayern muß in Gemäßheit des Krankenversicherungsgesetzes auch auf durch Selbstmord herbeigeführte Todesfälle die Sterbefallentschädigung gezahlt werden.

* Gegen das Schöffengerichtliche Erkenntnis in Sachen des Tischler-Fachvereins zu Erfurt ist Seitens der Betroffenen Berufung eingelegt worden.

* Auch China hat seine soziale Frage. Es hat unter den mehr als 400 Millionen Populärträgern, welche sein weites Gebiet bevölkern — es ist dasselbe, was nicht allzu bekannt, um beläufig 1,885,559 Quadratkilometer größer als ganz Europa, Rußland eingeschlossen! — sicherlich nicht weniger Proletariat als unser Erdtheil, zumal letzterer um einige 60 Millionen weniger Menschen zählt. Obgleich der chinesische Kuli bereits auf dem Nullpunkt der Lebensbedürfnisse angelangt ist und z. B. Ratten als einen besonders üppigen Sonntagsbraten ansieht, so fehlt es China durchaus nicht an einer ständigen „industriellen Reservearmee“, für welche sich schlechterdings keine dauernde Arbeits- und Erwerbsgelegenheit finden will. Die Beherrscher des himmlischen Reiches haben sich daher seit dem weisen Konfuzius nicht wenig ihre kleinen Köpfe zerbrochen, wie sie diese hungrigen Millionen (die trotz ihrer passiven Haltung eine soziale Gefahr schlimmster Art bedeuten) am besten unterbrächten. Man versiel zunächst auf Eroberungen. So wurden noch im 17. und 18. Jahrhundert die Mongolei, Tibet und andere angrenzende Gebiete von riesigem Umfange „annektirt“. Aber der Welttheil Asien ist nachgerade vertheilt: Russen und Engländer haben nicht viel mehr übrig gelassen, so daß mit der 1877 erfolgten Wiedereroberung des schon früher besseren Ost-Turkestan diese Art, die soziale Frage zu lösen, als aufgegeben gelten mußte. Aber schon lange hatte man ein weiteres Mittel zur Anwendung gebracht, die Auswanderung nämlich, und die Zahl der chinesischen Arbeiter und Kolonisten an allen Küsten des indischen und stillen Ozeans ward eine gewaltige. Mittlerweile wurden indessen immer mehr Afrikaner und Polynesier mobil gemacht, die in Konkurrenz traten, was die Billigkeit anlangte, und eine stets wachsende Zahl weißer Arbeiter, die an Intelligenz den armen „Chinamen“ weit übertrafen. Der schlimmste Schlag aber erfolgte in der amerikanischen Union, welche solche Gesetze gab, daß die Chinesen-Einwanderung damit von jetzt an fast unmöglich geworden ist. Was nun anfangen mit den überzähligen „Händen“? Wie diese Frage in der Praxis bisweilen beantwortet wird, darüber hat die jüngste ostasiatische Post ein merkwürdiges Licht verbreitet. Es handelt sich um einen Vorfall, welcher sich in dem uns

bisher unbekannt gewesenen Orte Hsi-ipschij bei Pankow in China ereignete. Als 300 „Landstreicher“ in dem Orte erschienen, lockten die durch deren Anwesenheit stark „belästigten“ Einwohner die gesammte Schaar in einen Tempel und zündeten ihn während der Nacht an. Nur 40 von den Landstreichern kamen mit dem Leben davon, alle übrigen verbrannten. . . . So berichtet die „Wost. Ztg.“ nach englischen Blättern! Diese Methode nimmt sich wie eine chinesische Uebersetzung der berühmten Dr. Eisenbarth'schen Recepte aus und hat vielleicht ein Seitenstück in dem unvergeßlichen Worte des frommen Professor Leo, der die Kriege als Mittel begriffte, „das strophulöse Gesindel auszurotten.“ . . .

Verschiedenes.

— Ein „jüngerer“ Fabrikant. Ein reicher Eisenbahnwerkbesitzer im Norden Englands ließ, um über die Vorgänge in seinem Haus- und Fabrikwesen auch während seiner häufigen Abwesenheit vom Hause unterrichtet zu bleiben, in seinen elektrisch beleuchteten Arbeits- und Wohnräumen in der Wand versteckte Apparate anbringen, die aus einer photographischen Camera und einem die Stunde registrierenden Uhrwerke bestanden, das jede Stunde ein Stück einer Rolle von Castmanpapier abrollte. War der Herr vom Hause abwesend, so wurden die Apparate in Gang gehalten. Nach Ablauf einer jeden Stunde öffnet sich ganz unhörbar der Verschluß des Apparates, ein Stück des photographischen Papiers wurde der Belichtung ausgesetzt, so daß ein Momentbild des gut beleuchteten Raumes aufgenommen wurde, das alle Details in demselben treu wiedergab.kehrte der Fabrikherr von der Reise zurück, so pflegte er diese Negativbilder zu entwickeln und die dann gewonnenen Positivbilder als Beweismaterial aufzubewahren, welches bei entsprechenden Gelegenheiten benutzt wurde und mitunter ganz drastisch auf die Schuldigen wirkte. So soll es sehr abkühlend auf einen Fabrikzeichner gewirkt haben, der sehr erregt von seinem Herrn Aufklärung über den Grund seiner plötzlichen Entlassung verlangte, als ihm letzterer eine Photographie vorlegte, welche den Zeichner mit über dem Schreibpult ausgestreckten Beinen darstellte, während die gleichfalls verzeichnete Registrieremarke auf eine Stunde hinwies, wo derselbe gerade fleißig an der Arbeit sein sollte.

Der Herr Fabrikant hätte die Unkosten, welche die Anbringung dieser „sinnreichen“ Kontrollapparate verursachte, jedenfalls besser angewandt, wenn er sie zur Aufbesserung der Löhne seiner Arbeiter verwendet hätte. Man würde sich aber täuschen, wenn man glaubte, daß solche Dinge nur im „Musterland“ England ausgeheilt würden. Es ist noch nicht lange her, daß ein Magdeburger sich einen Kontrollapparat patentiren ließ, vermittelst dessen die Minute fixirt werden könnte, zu welcher ein Arbeiter die Fabrik betrat.

Verzeichniß der noch rückständigen Inseratenbeträge:

II. Quartal 1886. G. A. Krieger, Nachf. 2 Znf. 162, 167, Nr. 240.
III. Quartal 1886. G. A. Krieger, Nachf. 2 Znf. 172, 189, Nr. 240. U.-B. Berlin 1 Znf. 185, Nr. —80; Annoncen-Expedition von A. Herrmann, Braunschweig 2 Znf. 247 und diverse Portis Nr. 4.53.
IV. Quartal 1886. Fr. Sulzer, 1 Znf. 255, Nr. —50; U.-B. Altenburg, 2 Znf. 279, 283, Nr. 220; Berthold Trenkler, Herrstadt in Schl. 1 Znf. 285, Nr. —60; G. Köhlig, Wiesbaden 1 Znf. 290, Nr. —40; U.-B. Fürth 1 Znf. 319, Nr. —60; Verwaltungsstelle Buchholz i. S. 10 Stk. Protokolle der Generalvstg. in Hannover m. Porto. Nr. —60.
I. Quartal 1887. U.-B. Köln, 1 Znf. 6, Nr. —80. M. Baifow, Berlin, 1 Znf. 7, Nr. —40; Paul Kirisch, Minden 1 Znf. 10, Nr. —50; Fach-V. Leipzig

4 Znf. 16, 40, 53, 103, Nr. 6.—; G. Hillert, Offenbach, 2 Znf. 26, 47, Nr. 1.10; U.-B. Weimar 1 Znf. 31, Nr. 1.—; U.-B. Altenburg, 2 Znf. 38, 68, Nr. 2.30; U.-B. Fürth, 1 Znf. 54, Nr. 1.20; Fr.-B. Offenbach, 2 Znf. 94, 101, Nr. 2.40; U.-B. Köln, 1 Znf. 105, Nr. 2.—

Um die sofortige Begleichung der noch restirenden Beträge erucht dringend
Die Expedition, Olgastr. 97a, p.

Arbeitsmarkt.

Dreslau. Geschäftsgang im Allgemeinen sehr flau, mehrere Kollegen müssen in Folge Arbeitslosigkeit den Wanderstab ergreifen. Zuzug von außerhalb ist nicht erwünscht.

Änderung im Verzeichniß von Vereinen.

Frankfurt a. M. Z. Carl Busch (Restauration Jörg), Steingasse 19, von 12—1 und 7—8 Uhr. (75 Bfg.)

Bern (Schweiz). Z. Rudolph Hjelin, Buchbinderei Bühlmann, neben dem Hotel Schweizerhof, Bahnhofplatz. (1 Fr.). Aussteller des Scheins zur Empfangnahme des Geschenks ist: Carl Schättgen, Buchbinderei Mühlmann, Marttgasse 37.

Anzeigen.

(Privat-Anzeigen ist der Betrag in Briefmarken beizufügen, andernfalls der Abdruck unterbleibt.)

165] Fachverein Dresden. [1.10

Sonnabend den 11. Juni, präcis 9 Uhr, Außerordentliche Generalversammlung

- Vorläufige Tagesordnung:
1. Wahl eines Schriftführers.
 2. Besprechung über den Arbeitsnachweis.
 3. Berathung über das Reisegeheimt.
 4. Vorschlag einer Partise.
- Erscheinen aller Mitglieder nothwendig.
Der Vorstand.

169] Dresden. [0.40

Allen Freunden und Kollegen Dresdens sage hiermit ein herzliches Lebewohl.

Friedrich Maßkopf.

166] Unserem lieben Kollegen [0.50

Leo Herzl
nach seiner Abreise von Fürth nach Gotha ein herzliches Lebewohl.

Die Kollegen Fürth.

167] Am 12. Juni [0.80

Ausflug nach Hohen-Syburg, Serdeke, Polmarstein und Weiter.

Wozu die Kollegen freundlichst eingeladen werden.
Abmarsch um 7 Uhr.

Der Vorstand.

168] Duisburg-Ruhrort. [0.60

Sonnabend den 11. Juni, Abends 8½ Uhr, Versammlung
zu Duisburg in den 3 Kronen, (Knüppelmarkt.)
Der Vorstand.

164] [1.20

Unterstützungsverein Bremen.
Am 19. Mai starb unser langjähriges Mitglied

August Fechner

im Alter von 24 Jahren.

Der Vorstand.

